

Proletarier aller Länder, vereinigt euch!

Freundschaft

Zeitung des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei Kasachstans

Erscheint seit 1. Januar 1966

Freitag, 7. Oktober 1988

Nr. 192 (5 820)

Preis 3 Kopeken

Schrittmacher haben das Wort

Man muß sich immer nützlich machen

„Jede Arbeit ist schwer, bis man sie liebgewinnt, dann regt sie an und wird leichter.“

An diese Worte von Maxim Gorki mußte ich in diesen Tagen, im Vorfeld unseres Staatsfestes — des Tags der Verfassung — denken.

Es hat sich so zugetragen, daß vor kurzem wieder einmal ein großer Trupp von Anfängern — Absolventen der ländlichen Berufsschulen — in unseren Agrarbetrieb gekommen ist. Schüchtern standen sie an der Schwelle des geräumigen Arbeitszimmers des Sowchodirektors — alles blutjunge Burschen und Mädchen —, traten von einem Fuß auf den anderen und guckten mit großen Augen auf die Fachleute, die nun ihr Schicksal entscheiden sollten.

„Sagt mal, was hat euch veranlaßt, in eine ländliche Berufsschule zu gehen?“ fragte sie unser Parteisekretär.

Ein Junge trat vor, strich sich über das widerborstige Haar und antwortete kurz: „Unsere Eltern waren ja auch Bauern...“

Solch eine Argumentation hört man heutzutage ziemlich selten. Man staunt schon nicht mehr darüber, daß die Schulabsolventen vom Lande truppweise an Hochschulen gehen. Es ist dies ein Streben nach Wissen, aber auch ein Versuch, einen „Prestigeberuf“ zu erlernen und eine „vorteilhafte“ Stelle zu bekommen.

Diese Tendenzen sind besorgniserregend: Ich bin schon über vierzig Jahre in der Landwirtschaft tätig und stelle in letzter Zeit immer öfter fest, daß dieser Hang zu äußerem Glanz und zu leichtem Leben dauerlicher Weise zunimmt.

Und nun solch eine plötzliche Wendel!

Die Lebenshaltung jedes Neulings kennenzulernen, ist natürlich recht schwierig, dazu muß man schon ein erfahrener Pädagoge sein. Aber ich freue mich insgeheim, wie energisch die jungen Mechanisatoren und Melkerinnen zupacken, wie sie ihre Arbeit verrichten. Ich fragte einmal Serjoscha Kreuzer, meinen Gehilfen, ob ihm die Arbeit Spaß mache. Er nickte bejaugend. „Anfangs war es ein wenig schwer, jetzt geht es schon besser.“ Hast du auch schon mal daran gedacht, daß ich werde weggehen müssen und du allein bleibst?“ fragte ich ihn. Er überlegte. „Gerade darum bemühe ich mich auch, alles so zu tun wie Sie.“

Ich zweifle nicht daran: Die positiven Veränderungen in unserem schwierigen Alltag sind mit der Umgestaltung, mit der breiteren Demokratisierung eingetreten. Darunter meine ich nicht nur die besseren ökonomischen Leistungen, sondern auch die Wandlung im Denken und im Bewußtsein. Es ist erfreulich, daß unsere Nachfolger nach und nach das Gefühl, Herren der Produktion zu sein, gewinnen, wofür wir so lange (und manchmal vergebens) gesorgt haben. Die bessere materielle Vergütung, die absolute Freiheit in der Entwicklung neuer ökonomischer Programme, die Verantwortung gegenüber anderen Kollektivmitgliedern und für das Endresultat der Sowchoseproduktion — das sind die wichtigsten Charakteristika unserer Jungarbeiter.

Neuerdings mußte ich im Auftrag unseres Parteikomitees eine Liste der Würdigsten für die Auszeichnung vorbereiten. Zusammen mit Viktor Pukalov, der vor einem Jahr ein veterinärmedizinisches Technikum absolviert hat und nun Zootechniker auf unserer Farm ist, überlegten wir, wen wir da vorschlagen könnten. Alle arbeiten ja gut! Keiner kann man etwas vorwerfen, alle geben sich Mühe. Jeden Arbeitstag mit Bestleistungen abzuschließen. Die Veteranen kamen uns zu Hilfe. Johann Wirt, Anlagenfahrer mit langjähriger Erfahrung, sagte kurz und bündig: „Wir werden es schon zu schätzen wissen, wenn ihr alle unsere Jungen und Mädchen irgendwie auszeichnet.“

Vor zwei Tagen hat in unserem Agrarbetrieb eine feierliche Einführung der Neulinge in den Bauernkreis stattgefunden. Wir tun es immer kurz vor dem Tag der Verfassung. Denn unter Arbeit verstehen wir Sicherheit, Wohlstand und Frieden. Wir sprechen nicht von Berufung, halten keine langen Reden, wir sagen nur: Wer die Arbeit liebt, hat an sich selbst genug.

Gottlieb WILHELM, Maschinemeister im Sowchos „Saretschny“
Gebiet Zellnograd

Ich will dorthin, wo meine Wiege stand

Ich bin eine alte Frau und habe nie an eine Zeitung geschrieben. Jedoch die letzten Veröffentlichungen der „Freundschaft“, die ich seit ihrer Gründung ständig lese, haben mich bewegt, zur Feder zu greifen. Endlich haben wir die Zeit erlebt, da auch von uns Sowjetdeutschen offen und ehrlich geschrieben wird. Also steigt die Demokratie in unserem Lande wirklich! Ja, die Wahrheit über uns muß gesagt werden. Noch gibt es Leute, die uns für „Verräter, Spione und „Diversanten“ halten. Wie sollen sie auch anders denken, wenn sie über die Aufhebung dieser verleumderischen Beschuldigungen bis jetzt noch nirgends offiziell lesen konnten? Gut, daß wenigstens die „Freundschaft“ die Wahrheit über uns schreibt. Was wir alles durchmachen mußten! Wenn ich das zu erzählen beginne, will mir niemand glauben. Bis jetzt blutet mir das Herz, wenn ich mich an die schrecklichen Hungersjahre 1921—1922 erinnere. Mit Schweiß und Blut sind die Felder der ehemaligen Wolgarepublik begossen — so haben dort unsere Väter und Mütter gearbeitet.

Ich erinnere mich auch noch ganz gut an die Freude der Wolgadeutschen über die Annahme der Verfassung — das war wirklich ein Volksfest. Wie bitter ist es aber, zu wissen, daß dieses Hauptgesetz unseres Landes so leicht zu verletzen war. An eigenem Leibe mußten wir das erleben — uns wurde alles genommen: Boden, der uns „zur ewigen Benutzung“ gegeben worden war, unsere Häuser, die wir selbst gebaut hatten, unsere Freiheit, unsere Ehre...

Ja, es waren schreckliche Zeiten — unter dem Personenkult machte man mit vielen Völkern alles, was man wollte. Nicht nur unsere Verfassung, sondern auch viele andere Gesetze wurden willkürlich verletzt. Zum Glück ist das schon längst vorbei — die unmenschlichen Verhältnisse in der Arbeitsarmee, die Nachkriegskommandantur usw.

Wir leben heute alle nicht schlecht, nur die Ungerechtigkeit uns gegenüber gibt vielen Sowjetdeutschen bis jetzt keine Ruhe. Nehmen wir die Arbeitsarmisten. Mein Mann und ich haben vier Jahre für die Front unter schrecklichen Verhältnissen gearbeitet und wären dabei fast ums Leben gekommen. Was sind wir aber heute? Weder Kriegsveteranen noch Kriegsteilnehmer! Nur das Gefühl der Ungerechtigkeit veranlaßt viele Sowjetdeutsche zur Auswanderung!

All diese Jahre habe ich aber innigst an den Sieg der Gerechtigkeit in unserem Lande geglaubt. Und da ist die Zeit gekommen, wo es möglich geworden ist. Ich glaube, daß auch wir Sowjetdeutschen unsere Heimat, aus der wir verbannt wurden, zurückherhalten werden. Ich will meine letzten Tage dort verleben, wo meine Wiege stand, wo meine Eltern und Ureltern begraben liegen.

Gebiet Kustanai

Marta ORT

Warum abonniere ich die „Freundschaft“?

Ich bin ein verhältnismäßig „junger“ Leser der „Freundschaft“. Unter allen Zeitungen, die ich täglich beziehe, nimmt die „Freundschaft“ einen Ehrenplatz ein. Durch sie stehe ich jetzt in enger Verbindung mit vielen Deutschen, lese aufmerksam und mit großem Interesse alle Beiträge. Vor allem interessiert mich auch ehemalige Lehrer für die Geschichte der Deutschen in Rußland und in der Sowjetunion während des Großen Vaterländischen Krieges und in der Nachkriegszeit. Aus der Zeitung geht hervor, daß die Sowjetdeutschen in Kasachstan (fast eine Million) eine sehr große Rolle im Leben der Republik spielen. Das ist erfreulich.

Kollektivgeist setzt zweckmäßiges Handeln voraus

Die Menschen sind füreinander da

Ereignisreich und interessant ist unser Leben geworden, grandios sind die Pläne, die wir heute entwickeln. Es ist erfreulich, daß wir endlich zur gemeinsamen Überzeugung gelangt sind, daß eine neue Einstellung zur Sache vonnöten ist. Schrittweise nähern wir uns dem Ziel, wobei alle Reserven für eine raschere Genesung unserer Ökonomie genutzt werden.

Mich freut es unter anderem sehr, daß sich auch in unserem Betrieb eine völlig neue und schöpferische Atmosphäre herausgebildet hat. Während früher nur gegenseitige Beschuldigungen und Vorwürfe gang und gäbe waren, baut man heute auf kollektive Beratungen, auf gemeinsames Handeln. Im Grunde genommen, ist nur diese Einstellung richtig und effektiv. Wem nutzen, sagen wir mal, die zahlreichen Strafsanktionen, wo man doch mit einem guten Wort und nachahmenswertem Beispiel vielmehr erreichen kann?

Ich bin Mitglied der Staatlichen Gütekontrolle. Mehrere Jahre war ich Brigadier, dann Abschnittsleiter und später — Chefingenieur. Es war nun so gekommen, daß man mich in die Kommission empfohlen hatte. Früher verlangte man von uns: Strenger kontrollieren, härter strafen. Das brachte nicht nur Nervosität in unseren Alltag, sondern auch viel Ausschuß und Durcheinander. Aber das waren ja die „bewährten“ Methoden der Stagnationszeit! Heute waltet über allem der

Kollektivgeist. Wir spüren und wissen, daß wir füreinander verantwortlich und aufeinander angewiesen sind, und das unter diesen Bedingungen nur Kameradschaftlichkeit und enge Zusammenarbeit aller ausführenden und Kontrollinstanzen den erwünschten Effekt sichern können. Auf diese Weise gelang es uns zum Beispiel, den Absatz der mit dem Gütezeichen markierten Erzeugnisse um 24 (1) Prozent zu steigern. Die Menschen empfinden eine große Genugtuung, die Auftragsgeber sind zufrieden.

Leo KIRCHGASSNER, Kommissionsvorsitzender der Staatlichen Erzeugnisabnahme im Werk „Aktjubinskelsmasch“

Gerechtigkeit und Treue sind die Bindelglieder der Gesellschaft

Bereits fünf Jahre bin ich Rentner, aber seit meiner Pensionierung gab es noch keinen einzigen Tag, an dem ich es unterlassen hätte, meine ehemaligen Arbeitskollegen zu besuchen.

Nicht, daß ich in den Betrieb aus purer Neugier komme. Ich möchte hier mit Ratschlägen behilflich sein — mit den Jahren schaut man sich viele Dinge anders an. Unsere Brigade (ich kann es nicht anders sagen, weil ich mich ja auch bis heute noch zum Kollektiv zähle) wurde vor sechs Jahren gegründet. Damals hatte man gerade die ersten Versuche unternommen, um den einheitlichen Auftrag durchzusetzen. In manchen Betriebskollektiven klappte es, und in anderen wurde die Sache ihrem Selbstlauf über-

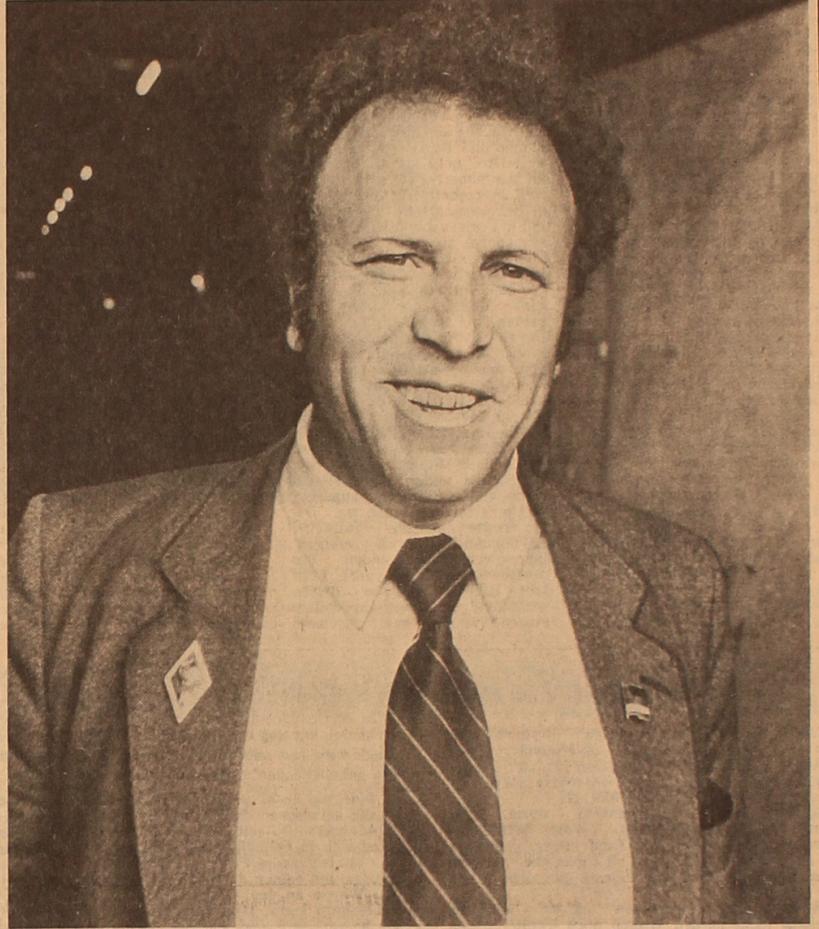
lassen. Wir mußten auch ziemlich viel Mühe und Organisations-talent an den Tag legen, um die neue Methode zum integrierenden Bestandteil des Betriebslebens zu machen. Und da stellte sich heraus, daß einige Kollektivmitglieder gegen die Neueinführung waren. Früher war es wohl viel bequemer — man trabte immer leise mit, tat so, als ob man sich ebenfalls die Nägel von den Fingern reiße, in Wirklichkeit war das aber eine sehr passive Stellungnahme. Die anderen mußten doppelt so viel schleppen, um nur keine Störungen zuzulassen.

Heute hat sich das Blättchen gewendet. Keiner will den Faulenzer neben sich haben, man ist die Schmarotzer müde geworden. Die Gerechtigkeit hat in vielen Sachen die Oberhand gewonnen. Beim Verteilen der Arbeitsaufträge und auch bei der materiellen Vergütung. Die Brigade ist moralisch genesen, das Kollektiv zählt heute zu den besten in der Branche. Mit einem Wort: Die wichtigsten, die gerechten Lebensprinzipien setzten sich immer beharrlicher durch!

Johann BART, Rentner
Ust-Kamenogorsk

Auf Bestleistungen orientiert

An der Hausfassade fällt ein buntes Transparent ins Auge: „Staatsauftrag für zehn Monate bis zum 7. Oktober meistern!“ Schon ist das Gelände ringsum schön planiert, schon hat man Sträucher und Bäume rings um den neuen Flugschlosser angepflanzt, und ganz bald werden die



Emanuel STEINMETZ, Veteran der pädagogischen Arbeit

Gebiet Swerdlowsk

Völkerfreundschaft muß konkreter werden

Die Offenheit und die Demokratisierung unserer Gesellschaft hat den Patriotismus und das nationale Bewußtsein der Sowjetmenschen stark angeregt. Bei uns in Karatau arbeiten Vertreter verschiedener Völker und Nationalitäten: Russen, Kasachen, Deutsche, Ukrainer, Belorussen, Kurden usw. Alle leben einig, wie eine große Familie. Leider hat man da nur wenig Aufmerksamkeit der gleichberechtigten Entwicklung eines jeden Volkes geschenkt. Heute stellt es sich heraus, daß auf diesem Gebiet hätte viel mehr gemacht werden können. Nehmen wir die Sowjetdeutschen. Ich wohne mit ihnen in Kasachstan schon viele Jahre. Schulter an Schulter und kann versichern, daß es ein fleißiges und ehrliches Volk ist.

Ich bin Veteran des Großen Vaterländischen Krieges. Nie kam aber mir in den Kopf, unsere Sowjetdeutschen in eine Reihe mit den Faschisten zu stellen — was können die Menschen, die hier bei uns geboren und aufgewachsen sind, mit diesen Unmenschen gemeinsam gehabt haben? An die Beschuldigungen dieses Volkes habe ich nie geglaubt. Leider hat die Stalinsche Propaganda ihre schwarze Sache gemacht. Die Deutschen wurden oft geschimpft, verfolgt und ermordet. Zum Glück sind diese Zeiten vorbei. Heute achtet man und ehrt die deutschen Menschen. Bei uns im Stadtpartei-Komitee leitet der Deutsche W. Hirsch die ideologische Arbeit. Chefredakteur unserer Stadtzeitung ist ebenfalls ein Deutscher — Kister. Diese Beispiele könnte man fortsetzen. Aber das ist es ja noch nicht alles, was ein Volk braucht, um sich zu entwickeln. Es ist höchste Zeit, über unsere sowjetdeutschen Brüder ein offenes und ehrliches Wort zu sprechen und ihnen gleiche Rechte mit anderen Völkern zu geben. Sie brauchen wie alle anderen Völker für ihre erfolgreiche Entwicklung Fernsehen, Theater, Bücher, Zeitschriften, nationale Schulen usw. Man muß von diesen Leuten, von ihren Problemen mehr in der russischen Presse schreiben und unsere Leute aufklären, wer die Sowjetdeutschen sind. Nur so können wir die Freundschaft aller Völker in unserem Land festigen und weiterpflegen.

L. ANDRIANOW, Kriegsveteran

Gebiet Dshambul

Unser Zeitgenosse

Sein Herz gehört dem Kollektiv

Ist es schwer, an der Spitze einer großen Parteiorganisation zu stehen und für die umfangreiche politisch-ideologische Arbeit unter den Dorfeinwohnern sowie für ein gesundes moralisches Klima im vielköpfigen Kollektiv verantwortlich zu sein? Diese Frage richteten wir an Johann RAAB, Sekretär der Parteiorganisation im Kolchos „Put k Kommunismu“, Gebiet Semipalatinsk. Gemeint wurden dabei die neuen Umstände, unter denen heute ein Parteisekretär zu arbeiten hat: Wir leben ja in der revolutionären Zeit der gründlichen Umgestaltung unserer sozialistischen Gesellschaft. Das betrifft auch das Leben und Tun der Dorferkämpfer.

Johanns Antwort aber, die Arbeit sei ihm jetzt leichter und einfacher geworden, versetzte uns im ersten Augenblick, ehrlich gesagt, in Verwunderung. Wieso? Alle reden von Schwierigkeiten und Mißverständnissen im Arbeitsprozeß, vom Pluralismus der Meinungen und anderen „Komplikationen“, die

es im früheren „ruhigen Leben“ nicht gegeben hat. Und da trifft man auf einen Parteisekretär, der es leichter hat als zuvor! Bald darauf wurde uns aber klar, was Johann Raab damit meinte. Ihm und seinen Gleichgesinnten ist es unter den heutigen Umständen wirklich leichter und interessanter zu arbeiten als zuvor. Sie haben ihr Bestes getan, um diese Zeit näherzubringen. Offenheit, Demokratisierung und Engagement der Menschen spornen heute einen jeden ehrlichen Kommunisten zu konkreten Taten an. Jawohl, Johann Raab mag ernste und komplizierte Arbeit, denn sie macht ihm viel Spaß und bringt ihn tüchtig in Schwung. Er ist einer von denen, die die Umgestaltung mit ganzem Herzen begrüßen und darin die einzig richtige Lösung vieler Probleme der Landwirtschaft erkannten.

Näheres über Johann Raab, Parteisekretär im Kolchos „Put k Kommunismu“, lesen Sie auf Seite 2

Freundschaftliche Treffen und Gespräche

Am 5. Oktober traf der Generalsekretär des ZK der KPdSU und Vorsitzende des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR M. S. Gorbatschow im Kremli mit dem Generalsekretär der Rumänischen Kommunistischen Partei und Präsidenten der SRR N. Ceausescu zusammen, der in der Sowjetunion zu einem offiziellen Freundschaftsbesuch weilte.

Am selben Tag fanden Verhandlungen statt. Daran beteiligten sich sowjetischerseits: M. S. Gorbatschow, N. I. Ryschkow, A. N. Jakowlew, E. A. Schewardnadse, N. W. Talsyn, Stellvertreter Vorsitzender des Ministerrates der UdSSR und Vorsitzender des Staatlichen Komitees für Wissenschaft und Technik der UdSSR B. L. Tolstych; Präsident der Akademie der Wissenschaften der UdSSR G. I. Martuschuk; Botschafter der Sowjetunion in der SRR J. M. Tjashenikow; rumänischerseits: N. Ceausescu, Mitglied des Politischen Exekutivkomitees des ZK der RKP und Ministerpräsident der SRR-Regierung C. Dascalescu, Mitglied des Politischen Exekutivkomitees des ZK der RKP und Erster Stellvertreter Ministerpräsident der SRR-Regierung J. Ceausescu, Kandidat des Politischen Exekutivkomitees des ZK der RKP und Sekretär des ZK der RKP I. Stojan, Kandidat des Politischen Exekutivkomitees des ZK der RKP und Stellvertreter Ministerpräsident der SRR-Regierung St. Andrei, Kandidat des Politischen Exekutivkomitees des ZK der RKP und Außenminister der SRR I. Totu sowie der SRR-Botschaf-

ter in der UdSSR I. Bucur. Es fanden auch Einzeltreffen statt: N. I. Ryschkow mit C. Dascalescu; A. I. Jakowlew mit I. Stojan; E. A. Schewardnadse mit I. Totu; B. L. Tolstych und G. I. Martuschuk mit J. Ceausescu. Während der Treffen und Gespräche wurde ein breiter Fragenkreis bezüglich der Entwicklung zwischenparteilicher Beziehungen, der Zusammenarbeit in Wirtschaft, Wissenschaft und Technik, Kultur und internationaler Politik erörtert. Die Verhandlungen verliefen in freundschaftlicher und offener Atmosphäre. Gemäß den Ergebnissen des Besuchs wurde ein gemeinsames sowjetisch-rumänisches Kommuniqué angenommen. Der Generalsekretär der Rumänischen Kommunistischen Partei und Präsident der Sozialistischen Republik Rumänien, N. Ceausescu, hat am 6. Oktober von Moskau aus die Heimreise angetreten. Er wollte auf Einladung des ZK der KPdSU und des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR zu einem offiziellen Freundschaftsbesuch in der Sowjetunion. Vor dem Abflug fand im Georgs-Saal des Großen Kremplastes ein Abschiedszeremoniell statt, bei dem der Generalsekretär des ZK der KPdSU und Vorsitzende des Obersten Sowjets der UdSSR, M. S. Gorbatschow, und dessen Gattin N. Ceausescu und Gattin herzlich verabschiedeten. (TASS)

Pawlodar

Theodor KASTER

Unser Zeitgenosse

Sein Herz gehört dem Kollektiv

Der unversiegbare Born

Seine Vorfahren sind in diese weite Steppe Ende des vorigen Jahrhunderts von der Wolga auf der Suche nach einem besseren Leben gekommen und haben diesen Boden urbar gemacht. Die Bauern der deutschen Nachbarniedlungen Iwanowka und Peremenowka galten schon immer als Vorbilder in der Wirtschaftsführung. Nach wie vor sind sie im Gebiet durch ihren außerordentlichen Fleiß und Zielstrebigkeit, durch ihre großen und kräftigen Familien gut bekannt.

In einer kinderreichen Familie wurde auch Johann Raab großgeworden. Sein Vater war ein Tausendkünstler, den die ganze Umgebung kannte. Wo er auch tätig war, erfüllte er seine Arbeit stets mit viel Liebe und Engagement. Seine Schnitzereien schmückten auch heute noch so manches Haus in Peremenowka, wo die große Familie Raab früher wohnte.

Zehn Kinder haben der alte Zimmermann und seine Frau erzogen. Johann hat fünf Schwestern und vier Brüder, die heute fest auf den Beinen stehen. Der älteste Bruder, Jakob, ein namhafter Viehzüchter, genießt bei seinen Kollegen großes Ansehen, seine Schwester Maria ist bereits Rentnerin, Peter tut sein Bestes als Mechaniker in Nowokusnez. Alexander trat in die Fußstapfen des Vaters und ist ein perfekter Zimmermann geworden. Katharina und Barbara sind Krankenschwestern, Rosa näht Kleider und Anzüge für ihre Landsleute. Der jüngste Bruder, Joseph, ist Traktorist in Peremenowka; er lebt mit seiner alten Mutter im Elternhaus, nachdem er die Wirtschaft des Vaters übernommen hat, der noch vor zwanzig Jahren gestorben ist.

Johann Raab erinnert sich gern an die Kinder- und Jugendjahre

im Kreise der großen einträchtigen Familie, wo Liebe und gegenseitige Unterstützung herrschten. Die Eltern bemühten sich, all ihren Kindern die guten Traditionen einer fleißigen deutschen Bauernfamilie, Fleiß und Arbeitseifer anzuerziehen. Und das gelang ihnen auch recht gut. Wie oft hatte Johann Raab die Möglichkeit, in eine Stadt umzuziehen. Aber ein Leben ohne Bauernarbeit konnte er sich einfach nicht vorstellen. Hier ist er aufgewachsen, hier sind ihm sowohl die Menschen als auch ihr Tun und Treiben bekannt und teuer.

Stets unter den Menschen

Selten kann man diesen energiegelichen Mann in seinem Arbeitszimmer im Verwaltungsgebäude des Kolchos antreffen. Auch bei Schnee und Regen rollt sein gelber „UAS“ bald auf das eine, bald auf das andere Feld. Mehr als zwei Jahrzehnte ist Johann Raab an der ideologischen Front tätig und hat seinen Landsleuten gewiß so manches zu sagen. Bereits als Junge zeichnete er sich durch sein organisatorisches Talent aus. Er war stets Initiator aller Vorhaben seiner Altersgenossen. Sie vertrauten ihm und folgten ihm überall. Nicht von ungefähr war er vier Jahre lang Sekretär der Komsomolorganisation in Peremenowka. Schon damals konnte man feststellen, daß die Arbeit mit den Menschen sein Element ist. Er verstand es, mit den Leuten höflich und zuvorkommend umzugehen. Man sah sofort, daß die Sorgen seiner Landsleute auch ihn unmittelbar angehen, weil er einer von ihnen war. Davon zeugte auch die Tatsache, daß Johann Raab nach einigen Jahren zum Vorsitzenden des Dorfsowjets gewählt wurde. Fünf Jahre lang bekleidete er diesen hohen und verantwortungsvollen Posten. Nachher war Johann

Vorsitzender des Gewerkschaftskomitees, später Parteisekretär im Kolchos „Pamjat Lenina“. Johann Raab befaßte sich all diese Jahre ständig mit Selbstbildung, las viel, leitete die politische Schulung der Dorfwerktätigen. Zugleich spürte er, daß diese Kenntnisse ihm nicht ausreichten, um sich in allen Fragen gut auszukennen. 1979 bezog Johann Raab die Parteihochschule beim ZK der Kommunistischen Partei Kasachstans in Alma-Ata. Nach der Absolvierung dieser Hochschule kehrte er wieder nach Iwanowka zurück und wurde bald darauf zum Sekretär des Parteikomitees des Kolchos „Put k Kommunismu“ gewählt. Heute ist er Volksdeputierter des Dorfes und des Rayonsowjets sowie Mitglied der Revisionskommission des Rayonpartei-Komitees.

Schadet es nicht der Sache, daß er so viele Posten auf einmal bekleidet? „Nein“, meint Johann. „Eins ist von anderen nicht zu trennen, alles ist mir gut bekannt und bereitet mir keine besonderen Schwierigkeiten. Gebe es nur nicht diese Vielschreiberei! Sie bringt mich einfach außer sich. Bis spät in die Nacht hinein muß ich sitzen und bald dieses, bald jenes Papier aufstellen.“

Mit Johann Raab sind wir schon seit einigen Jahren bekannt. Die „Freundschaft“ ist in diesem alten deutschen Dorf oft zu Gast. Nie hat Johann es versucht, den Zeltungsleuten Sand in die Augen und Schwierigkeiten in der Arbeit, die es gewiß überall genug gibt, zu vertuschen. Im Gegenteil, er machte uns auf die wunden Punkte aufmerksam und berichte über das Geleistete, das auf die Verbesserung der Arbeits- und Lebensbedingungen seiner Landsleute zielt. So zum Beispiel mangelte es in Iwanowka viele Jahre lang an Süßwasser. Es wurde mit Autos von anderen Orten herbeigefahren. Wie kann aber ein

Dorfeinwohner mit seiner Wirtschaft ohne Wasser existieren? Wir wußten um diese schwierige Lage in Iwanowka (die „Freundschaft“ schrieb auch schon darüber); um so größer war unser Staunen, als wir eine gut eingerichtete Dusche auf der Milchfarm des Kolchos erblickten.

Johann Raab lächelte zufrieden: „Alles für unsere Frauen! Sie sollen sich nicht benachteiligt fühlen.“

Die Sorge um die Menschen bringt gute Früchte: Auch in diesem Jahr hat der Kolchos alle seine Pläne wesentlich überboten und 1 400 000 Rubel Reingewinn erwirtschaftet.

Johann Raab führt uns durch seine Wirtschaft. Wir besuchen die Schule, den Kindergarten, die Farmen, die Werkstätten. Die lächelnden Gesichter der Kinder, ihrer Lehrer und Erzieher sowie der Viehzüchter und Mechanisatoren verraten, daß der Parteisekretär hier oft auch ohne uns erscheint.

Gegenwärtig finden in den Parteigrundorganisationen des Kolchos „Put k Kommunismu“ Berichtswahlversammlungen statt. Mit strahlenden Augen erzählte uns Johann, wie sie verlaufen: „Wie nie zuvor!“ In offenen Diskussionen, in der Atmosphäre ehrlicher und erster Kritik und Selbstkritik. Auch hier werden für die Wahl des Parteikomitees mehrere Kandidaturen vorgeschlagen.

„Ganz mein Fall!“ meint Johann anerkennend. Wir verabschiedeten uns von Iwanowka, von seinen Einwohnern, von ihrem Parteisekretär Johann Raab mit guten Eindrücken: Die Menschen hier haben den komplizierten Weg der Umgestaltung sicher beschritten.

Alexander DIETE, Alexander ENGELS, Korrespondenten der „Freundschaft“



Als einer der größten Betriebe von Taldy-Kurgan prägt das Bleiakumulatorenwerk das industrielle Antlitz der Stadt. Vor dreizehn Jahren war hier der erste Akkumulator hergestellt worden. Sie waren für die Großblaster des Kama-Autowerks bestimmt. Seither vergrößerte sich der Produktionsausstoß wesentlich. Die Akkumulatoren aus Taldy-Kurgan werden in Lastkraftwagen und Mähdräcker, in Kleinwagen und Motorräder eingebaut. Gegenwärtig besteht im Betrieb ein starkes einiges Kollektiv, das nach so schwierigen Aufgaben gewachsen ist.

Unsere Bilder: Eugen Riesling und Peter Joos sind in der Abteilung Blockaggregate beschäftigt. Wiederholt ging das Kollektiv dieser Abteilung als Sieger aus dem sozialistischen Betriebswettbewerb hervor; während der Mittagspause. Fotos: Jürgen Witte



Nicht in Worten, sondern in Wirklichkeit

Die multinationalen Arbeitskollektive sind wichtige Zentren der Formierung neuer Beziehungen zwischen den Völkern, Schwestern der Einigung und des Kollektivismus. Das ist, am Beispiel der Entwicklung des Sowchos „Dshambul“ anschaulich. Gleich Gliedern einer einheitlichen Familie arbeiten die Vertreter verschiedener Nationalitäten auf dem allen heimlich gewordenen Kasachstan Boden. Ihr Beitrag zur Verstärkung der Ökonomie des Rayons, zu seiner sozialen und kulturellen Entwicklung findet seinen Ausdruck in gemeinsamen Anstrengungen.

Vertreter von acht Nationalitäten geben im Sowchos „Dshambul“ ihr Bestes. Der Dorfsowjet Kainarbulak mißt Fragen der Festigung der zwischenationalen Beziehungen große Bedeutung bei. Im Sowchos gibt es viele Beispiele dafür, daß Kasachen, Deutsche, Russen und Ukrainer viele Jahre lang nicht nur gut übereinkommen, sondern auch miteinander Verwandtschaften schließen. Man könnte da die Familie Ospanow anführen. Der Familienvater Iwan Ospanow ein Russe, und seine Frau Monika Bert haben sechs Töchter und sechs Söhne erzogen. In den schweren Jahren des Großen Vaterländischen Krieges hat Ospan Akischew, ein Einwohner des Sowchos „Dshambul“, einen russischen Jungen aus dem Kinderheim Balchash mitgebracht und ihn neben seinen acht eigenen Kindern erzogen. Daher führt Iwan den Familiennamen Ospanow.

In der Familie Ospanow wurde Kasachisch zur Umgangssprache. Die Söhne Wladimir, Alexander und Anatoli haben den Mechanisatorberuf erlernt und üben ihn gewissenhaft aus. Die Heldemutter Monika Bert arbeitet viele Jahre erfolgreich in der Viehzucht. In diesem Jahr erhielt sie 103 Lämmer von je 100 Mutterschafen.

Die Mitglieder des großen multinationalen Kollektivs des Sowchos werden zum Internationalismus nicht in Worten, sondern durch tägliche gute Leistungen erzogen. Die kulturellen Veranstaltungen finden in unserem Sowchos unter Berücksichtigung seiner multinationalen Bevölkerung statt. Der Kultivierung der zwischenationalen Beziehungen dienen in hohem Maße die Zusammenkünfte mit Kriegsveteranen und Soldaten-Internationalisten, die Disputen und Lalenkustwettbewerbe. Jede Veranstaltung verläuft im Geiste der Achtung der Bräuche und der Kultur aller Nationalitäten.

Es ist zur Tradition geworden, am Ruhmesobelisken die denkwürdigsten Ereignisse im Leben zu begehen, wie die Aufnahme in die Organisation der Leninpioniere, die Verabschiedung zum Dienst in der Sowjetarmee usw.

Die internationalistische Erziehung ist unlosbar mit der wehrpatriotischen verbunden. An den Heldentaten seiner Landsleute erzogen, vollbrachte der Schäfersohn Nurbal Saidalin in der Friedenszeit eine Heldentat. Während des Schneesturms rettete er zwei Schafherden. Seine Name ist in das Ehrenbuch des Zentralrats der Unionspionierorganisation „W. I. Lenin“ eingetragen worden.

Auf einer Zusammenkunft von Pionieren — Helden dreier Generationen — in Alma-Ata, sagte N. Saidalin: „Die Schule erzieht uns Arbeitsfleiß, Ehrlichkeit, Achtung vor den Älteren, Hilfsbereitschaft und viele andere gute Eigenschaften an. Was für Menschen wir künftig sein werden, hängt zu einem großen Teil von der Schule ab.“

In der Pionierfreundschaft „Dshambul Dshabajej“ organisierten die Pioniere einen Solibasar und überliesen den Erlös — 97 Rubel — an den Friedensfonds. Die Treffen mit Dorfbewohnern, die Touristenreisen ins Ausland unternommen haben, helfen den Schülern, möglichst viel von der Lebensweise und den Bräuchen anderer Völker, von den Sehenswürdigkeiten anderer Länder zu erfahren.

Das Parteikomitee des Sowchos „Dshambul“ und der Dorfsowjet Kainarbulak sehen die Erstarbung der zwischenationalen Beziehungen und die Verbesserung der internationalen Erziehung der Werktätigen in der komplexen Lösung aller Aufgaben. Gerade darauf zielen ihre Bemühungen.

Friedrich SCHWAN, Gebiet Dshambul

Anna LUFT, Gebiet Karaganda

Jahre und Geschehnisse

Sascha hält sich gern in diesen Bergen auf. Sein alter, aber noch ziemlich zuverlässiger und schneller Wagen GAZ-69, den sein jüngster Bruder Wolodja steuert, gelangt ohne besondere Schwierigkeiten in 40 bis 50 Minuten hierher.

Stille ringsum. Es ist angenehm warm. Der feuchte Boden dampft leicht. Vom betörenden Blumenduft schwindelt der Kopf etwas, gleichsam wie auf dem Karusell, dabei sitzt man aber auf dem roten Steinblock und möchte gar nicht von hier fort...

Mitunter aber, bewegt von einem unklaren Wunsch, lenkt er den Wagen noch weiter zu den blinkenden Schneekuppen des Kirgisischen Bergrückens. Dort, auf den Gebirgserpentinien, voll-

zieht sich mit ihm eine sonderbare Wandlung. Sein Blick wird fest und scharf, durchspäht aufmerksam die naheliegenden Felsen und Schluchten...

Jedemal sucht er sich zu beherrschen. Das sind ja die heimischen, friedlichen Berge, und nicht der Hindukusch, wo selbst Steine schießen und wo der Weg sich in beliebiger Sekunde unter den Rädern wie ein trotzendes Pferd aufbauschen, dich aufwerfen und delnen durch die Explosion verstümmelten Wagen an den Wegrand oder in den Abgrund schleudern kann. Das Herz gehorcht jedoch nicht, pocht verblissen und mächtig, zwingt ihn immer wieder, sich deutlich an sein letztes Gefecht auf dem afghanischen Boden zu erinnern...

Heldenmut

hat keine

Grenzen

Am 13. Juni 1980 verließen zwölf Lastkraftwagen Dshelalabad in Richtung Kabul. Zur Marschsicherung fuhren vor und hinter der Kolonne zwei Aufklärungs- und Spähpanzerwagen. Einen von ihnen steuerte der Soldat Alexander Nowak. In Kabul sollten die LKW Nahrungsmittel und Munition laden. Es stand eine übliche Arbeit bevor.

Für Nowak war dieser Tag der 160ste seines Dienstes im Bestand des beschränkten Kontingents sowjetischer Truppen in Afghanistan. Die Dienstzeit des Kommandeurs der Wagenbesatzung, des Sergeanten Peter Bergen, war etwas länger. Von ihrem dritten Kameraden wußten sie zu diesem Zeitpunkt faktisch nichts — man hatte ihn eine Minute vor dem Aufbruch der Kolonne der Besatzung zugeteilt. So etwas kommt manchmal vor.

„Eine ungeheure Kraft riß ihm das Lenkrad aus den Händen. Der Panzerwagen wich nach links, auf den Wegrand ab und stieß gegen eine Lehmmauer.“

„Wird eine Mine gewesen sein“, hörte er Peters Stimme: „Bist du heil?“

„Alles in Ordnung“, sagte Sascha, „gleich...“ Und es überließ ihm eiskalt; beim Versuch, die Rückung zu drücken, um den Kuppelgang einzuschalten, hatte er das Gefühl, als trete er ins Leere.

„Was ist mit dir?“, Peter ahnte etwas Schlimmes. Im Wagenschlag war es dunkel und er machte Licht. Was sich den Augen bot, erschütterte alle drei: Sascha hatte es ein Bein weggerissen, das andere war zersplittert. „Versuch du es, Petja.“ Sascha kroch auf den Sitz nebenan. „Der Wagen muß raus.“

Peter Bergen sprang auf den Fahrersitz. Und er sah das, was der Kamerad nicht gesehen hatte: Die von einem Granatenerfaher abgeschossene Granate hatte den Reifen durchschlagen, das Verteilergetriebe und auch die Beine des Fahrermechanikers von den Knien weggerissen. Die Explosionswelle war durch die offene Luke entwichen, deshalb hatten sie keine Kontusion abbekommen.

Es schien, als schlug man mit einem Prügel von außen gegen die Panzerung. Häufig und stark. „Sie kommen“, sagte Peter. Er verschloß die vorderen Luken, damit die Kugeln Sascha nicht traf und nahm seine MPI. „Warte ein klein wenig, Saschenka. Verzeihung, Saschenka.“ Er eilte zur oberen Luke...

Seine MPI empfing die anstürmenden Dschumachen mit kurzen Feuerstößen. Peter Bergen schöß nur sicher, er sparte Patronen. „Er wird sie nicht heranlassen“, dachte Sascha dankbar. „Er wird dieses Pack zwingen, sich hinzulegen, wird es ihm nicht erlauben, aufzustehen...“ Jetzt konnte er sich seinen Beinen zuwenden. Und als hätten

Schließen der MPis aus dem Wagenkasten des LKWs nicht gehört. Er hatte nur bemerkt, daß das Feuer der angreifenden Felde schwächer geworden war. Das konnte viel bedeuten — die vertierten Menschen sind zu jeder Niedertracht bereit. Erst als an die Panzerung von außen laut geklopft wurde und jemand ihre Namen rief, begriff er: Das sind Usener.

Als erster sprang der Dritte ab, indem er Peter wegstieß... Sascha wurde vorsichtig auf die heiße Asphaltstraße gelegt. Der Verband wurde erneuert. Lahmend eilte Peter zum „Ural“, griff nach dem Wagenschlag und warf sich mit einem Ruck in das Fahrerrhaus.

„Reicht ihn mir!“ Er streckte Sascha seine im Gefecht ermüdeten Hände entgegen. „Saschas Bewußtsein schwand. Er erschrak, er könne den Freund nicht rechtzeitig bitten.“ „Petja, wenn was passiert... geh zu den Meinen... Erzähl ihnen.“

Peter weinte und schämte sich seiner Tränen nicht. „Der mit Munition schwerbeladene „Ural“ fuhr behutsam los und vergrößerte allmählich die Geschwindigkeit. Die zweite Etappe des Kampfes um die Rettung begann.“

Der Wagen fuhr mit angespanntem Summen und erklimmte die Bergserpentine. Der Fahrer spürte die Schmerzen wahrnehmlich wie seine eigenen und wollte sich nicht verspäten. Drei Soldaten litzen und kämpften in dem auf der leeren Chaussee dahinehenden Autos.

Sascha war am Einschlummern. Aber der Schlaf entfloß wie ein erschreckter Vogel. Er sieht über sich Peters Augen. In ihnen liest er Zorn und Flehen zugleich: „Nicht schlafen! Schlaf nicht, Saschenka.“

Er ringt um sich und um mich, und ich liege auf seinem durchschossenem Bein...“ denkt Sascha und will aufstehen. Aber unerwartet entfernt sich Peters Gesicht, es wird zu einem rötlichen Punkt. Sascha begriff, daß er das Bewußtsein verlor. Und wieder fangen ihn am Rande der sinnlosen Leere starke Arme auf: „Schlaf nicht, Sascha! Schlaf nicht!“

Der „Ural“ fuhr wuchtig wie ein Panzer. Die Unebenheiten des Weges wurden schon nicht mehr wahrgenommen. Sascha verlor immer mehr Blut und wurde schwächer.

Doch schon war der keuchende Wagen auf dem Gelände der Sanitätsabteilung angelangt. Peter und der Fahrer sahen, daß Menschen mit einer Tragbahre herbeieilen, um den noch glimmenden Lebensfaden entgegenzunehmen und zu erhalten...

„Leise schloß sich die Tür des Operationsraumes, nachdem die müden Ärzte gegangen waren. Das Licht wurde ausgeschaltet, und ins Zimmer drang Dämmerung.“

Bald darauf brachte man ihn ins Lazarett nach Kabul. Drei Stunden später nahm ein Flugzeug mit Sascha an Bord Kurs nach Taschkent.

Im Krankenzimmer befanden sich neben ihm noch drei Bur-schen. Er lag mit dem Gesicht

zum Fenster. Das Fenster war groß und hell. Draußen war es ein bekanntes Pyramidenpappeln, und über ihnen breitete sich der blaue Himmel aus. Einen so blauen Himmel hatte er noch nie und nirgends gesehen.

Eines Tages trat ein finsterner hoher Mann in weißem Kittel ins Krankenzimmer. Er ließ sich schweigend auf den Rand von Saschas Bett nieder und betrachtete lange und schweigend Saschas hellende Wunden. Dann erhellte sich sein Gesicht: „Alle Achtung vor den Chirurgen: Nichts auszusetzen.“ Dann nahm er Maße ab. Das war ein Prothesenmeister.

In der Postabteilung des Dorfes Lugowoje kam ein Brief mit der Anschrift: Karassu-Strasse, 25, an... „Für Polina Valentowna vom Sohn!“ erteilte sich die Briefträgerin.

„Liebe Mama!“ schrieb Sascha. „Bel mir ist alles normal. Ich liege im Lazarett — es hat mich ein wenig mitgerafft.“ Noch am gleichen Tag eilten Mutter, Schwester und Bruder per Flugzeug nach Taschkent...

Und dann kehrte Sascha nach Hause zurück. An jenem Tag legte er erstmals die Prothesen an und warf die Krücken wütend beiseite: „So etwas ist für Krüppel!“

Es begannen Tage hartnäckigen und quälenden Trainings. Durch den Erlaß des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR wurde Alexander Alexandrowitsch Nowak mit der höchsten Auszeichnung des Landes — dem Leninorden — gewürdigt. Peter Bergen wurde mit dem Orden „Roter Stern“ ausgezeichnet.

Jemand hatte gesagt, daß die Menschen beim Emporsteigen manchmal stehenbleiben, und, wenn sie einmal von sich kund getan haben, die einmal erreichte Höhe dann nicht mehr zwingen

können. Bis zu meiner Begegnung mit Sascha wußte ich nur von seinem letzten Gefecht und überhaupt nicht, wie er die ganze Zeit nach seiner Rückkehr aus dem Lazarett gelebt hatte. Aber daß er würdig gelebt hatte, daran zweifelte ich nicht.

Am anderen Tag nach dem Empfang des Ordens meldete Sascha seinen Angehörigen den Entschluß, arbeiten zu wollen.

Am 4. Mai 1981 erschien im Veterinärmedizinischen Techniklabor ein schlanker sympathischer junger Laborant. Akkurat in der Arbeit, lachlustig.

Unter den Lernenden gab es ein Mädchen. Sie galt nicht als die erste Schönheit, aber wenn seine Augen den ihren begegnete, wurde der sympathische Laborant Irgendwam unsicher. Sie hatte den schönen, einfachen und zärtlichen Namen Tanja... Sie lächelte auch auf besondere Art — Irgendwie wehmütig. Sascha kannte sie schon lange — ihre Familie wohnte in der Nachbarschaft der Nowaks...

Sascha bekam es mit Schlaflosigkeit zu tun. Nachts trat er oft hinaus auf die Aubentreppe des Hauses, setzte sich auf die am Tag von der Sonne erwärmten Bretter, rauchte viel. Im Kopf tummelten sich verwirrt, sinnlose

Gedanken — gleich Menschen auf einem Sonntagsmarkt... Doch eines Tages hielt er Tanja in einem Gang des Techniklabors auf, und sagte ihr in die offener erschrockenen Augen schauend, bleich vor eigener Kühnheit: „Werde meine Frau...“

Einen Monat später, im Juli, feierten sie Hochzeit... IV.

Ich erinnere mich gut an jene Gebietskomsomolkonferenz. Als man die Namen der Mitglieder des Präsidiums verlautebarte, nannte man auch Saschas Namen... Gleich einem leichten Windsäuseln ging ein Flüstern durch den Saal; dann wurde es ganz still, als hätten alle 400 Delegierten auf einmal den Atem angehalten. In dieser wunderbar lebendigen Stille erhob sich aus der ersten Reihe ein junger Mann, sich auf einen geschnitzten Stock stützend.

Schwerfällig stieg er die Stufen zur Bühne hinauf, trat an den Präsidiumstisch und drehte sich um. Golden schob der vom Orden an seinem Rock widerspiegelte Lichtstrahl in den Saal. Und wir sahen lebhaft, vom Erlebten durchaus nicht müde gewordenen Augen, eine hohe reine Stirn, hellbraunes Haar.

Wahrscheinlich hatte das nicht zivile und durchaus nicht heldenhafte Äußere Saschas jemand enttäuscht, weil hinter mir jemand verstimmt von sich gab: „Was für ein Fahrer-Mechaniker ist der schon, er hat ja das Gesicht eines Geigenspielers.“

Während einer Sitzungspause trat ein Mann an Sascha heran. Er hatte sich als Rektor der Hochschule für Mellorationsbauwesen Urkumbajew vorgestellt. Er schlug Sascha vor, als Fernstudent an ihre Hochschule zu gehen. Und zwar sofort.

„Aber die Aufnahmeprüfungen sind ja schon vorbei...“ entgegnete Sascha verwirrt. „Für Sie gründen wir extra eine Aufnahmekommission.“

Literarisches Porträt

Mit dem nachstehenden Artikel aus dem Nachlaß des jüngst verstorbenen bekannten sowjetdeutschen Dichters Friedrich Bolger...

Im Herbst 1935 betrat ein stattlicher Mann von etwa dreißig Jahren mit dichtem, dunklem Haar...

„Boris Lwowitsch Brainin“, sagte er, „Ich werde bei euch Vorlesungen zur Geschichte der deutschen Sprache halten.“

Wir machten trübe Gesichter: Sprachgeschichte mochten wir nicht, sie war uns zu trocken... Bis dahin hatte sie Lehrer Schweizer unterrichtet...

Aber Boris Lwowitsch Brainin zerstreute unsere Skepsis schon mit seinem ersten Kolleg. Seine reiche, häufig mit attischem Salz gewürzte Sprache...

„Ja, du hast recht, früher wurde ‚Wollust‘ geschrieben, aber wir hatten gestern eine Lehrberatung, und es wurde beschlossen, fortan ‚Wohl‘ zu schreiben.“

Boris Lwowitsch war immer gefällig und hilfsbereit; manche unserer Studenten machten davon Gebrauch und konsultierten ihn häufig in seiner schulfreien Zeit...

AUCH mit seinen Kollegen, dem Lehrkörper des Instituts, hatte Boris Lwowitsch vom ersten Tag an engste Kontakte aufgenommen...

Nebenbei sei hier vermerkt, daß es damals den Ausdruck „sowjetdeutsche Literatur“ noch nicht gab. Den prägte im Frühjahr 1936 Boris Lwowitsch Brainin...

Auf einmal war dann auch Boris Lwowitsch verschollen. Gleichfalls bei Nacht und Nebel. Wir konnten nur ahnen, was ihm widerfahren war...

„Zu Beginn der fünfziger Jahre wurde in unserer Bankabteilung (ich war damals notgedrungen Bankangestellter in Tawrischeskoje, Gebiet Omsk) eine Absolventin der Omsker Fachschule für Finanz- und Kreditwesen eingestellt...“

„Ich hatte in der Mittelschule in Tjumen einen sehr guten Deutschlehrer“, sagte sie. „Boris Lwowitsch Brainin hieß er...“

Ich wäre bald vom Stuhl gefallen und fragte das Mädel eindringlich über Boris Lwowitsch aus, aber vergebens. Sie wußte mir sonst nichts zu berichten...

ALS fünf Jahre später in Moskau die Zeitung „Neues Leben“ aus der Taufe gehoben wurde, erlebte unsere sowjetdeutsche Literatur einen erfreulichen Aufschwung...

„Da war der Herrmann Göring und Ribbentrop, sein Lehrling...“ schrieb Sepp Osterreicher. „Und was das nicht der Hitler dort!“

Unter dem Decknamen Sepp Osterreicher war also Boris Lwowitsch Brainin wieder an die Öffentlichkeit getreten. Er hatte seine unverdienten Strafen längst abgebußt, war rehabilitiert...

„Völker, bann die Gefahr! Laß der Helzer Gier uns dämpfen, daß sie, unsrer Kraft gewahr, machlos wunden sich in Krämpfen.“

„Solange ich atmen kann, schreiben und denken, solange ich imstande bin, Kämpfer zu sein, solange will mein Leben den Menschen ich schenken und glühenden Haß ihren Erzfeinden weihn.“

„Solange ich atmen kann, schreiben und denken, solange ich imstande bin, Kämpfer zu sein, solange will mein Leben den Menschen ich schenken und glühenden Haß ihren Erzfeinden weihn.“

„Solange ich atmen kann, schreiben und denken, solange ich imstande bin, Kämpfer zu sein, solange will mein Leben den Menschen ich schenken und glühenden Haß ihren Erzfeinden weihn.“

Leben“, und was denkst du, gestern erhielt ich von Sepp einen Brief, in dem er schreibt: Ihr Gedicht, das letzstens hier eingetroffen ist, hatten Sie vor rund dreieinhalb Jahren schon einmal zugeschickt...“

S eitdem ist viel Wasser ins Meer geflossen. Sepp Osterreicher ist längst zu einem der populärsten Ver-

Er krampft sich an der Stange fest, doch in das Treibholz eingepreßt, treibt selbst er mit den Stämmen, die ihn flüßabwärts schwemmen.“

frühesten Gedichte enthalten, sind seitdem nicht ergänzt, nicht neu verlegt worden. Unsere Jugendlichen, wo sie nicht gerade an einer Fach- oder Hochschule studieren, wo deutsche Zeitungen als Lehrbeihilfe verwendet werden, lesen größtenteils keine deutschen Bücher...

ausschließlich der Erziehung ihrer Kinder. Von Natur aus immer aufgeschlossen für alles Schöne, legte sie dabei großes Gewicht auf die ästhetische Bildung ihrer Söhne, Boris war kaum neun Jahre alt, als die Mutter ihn anstellte, Puschkins Roman „Die Hauptmannstochter“ und sein „Märchen vom Zaren Saltan“ zu verdeutschen...

„Solange ich atmen kann...“



Unser Bild: Ewald Katzenstein, Alexander Reimgen, Herold Belger und Boris Brainin auf einem Schriftstellerseminar in Moskau. Foto: David Neuwirt

treter unserer sowjetdeutschen Literatur geworden. In kaum dreißig Jahren hat er zwanzig Bücher ediert und das will was heißen, wenn gleich das Schaffen eines Dichters zahlenmäßig nicht bewertet werden kann...

Man fragte einmal Sergej Jessenin wann eigentlich ich seine Gedichte mache. Immer „Ununterbrochen!“ erwiderte er. So ähnlich könnte auch Sepp Osterreicher auf diese Frage antworten. Er ist jederzeit mit seinen Versen beschäftigt...

„Solange ich atmen kann, schreiben und denken, solange ich imstande bin, Kämpfer zu sein, solange will mein Leben den Menschen ich schenken und glühenden Haß ihren Erzfeinden weihn.“

„Solange ich atmen kann, schreiben und denken, solange ich imstande bin, Kämpfer zu sein, solange will mein Leben den Menschen ich schenken und glühenden Haß ihren Erzfeinden weihn.“

„Solange ich atmen kann, schreiben und denken, solange ich imstande bin, Kämpfer zu sein, solange will mein Leben den Menschen ich schenken und glühenden Haß ihren Erzfeinden weihn.“

Und der Dichter bleibt seiner lebensbejahenden Grundhaltung treu: Die beiden Flüßer retten sich, geraten ins Krankenhaus, und als sie dort aus einem schweren Fieber erwachen, erhebt sich Johann und flüstert: „Mein Lieber — solange ich leb, vergeß ich's nicht!“ und Iwan erwidert: „Schweig still und leg dich nieder, wir sind ja alle Brüder.“

Sepp Osterreicher ist der Lieblingsdichter unserer älteren Leserschaft. Seine lustigen Peter-Ohneruh-Geschichten, von Oleg Izechowski meisterhaft illustriert, nur äußerlich in ihrer ungestümen Gestaltungswiese, ein bißchen an Wilhelm Busch erinnernd, seine Vershumoresken und Verskalender haben es ihnen angetan...

„Solange ich atmen kann, schreiben und denken, solange ich imstande bin, Kämpfer zu sein, solange will mein Leben den Menschen ich schenken und glühenden Haß ihren Erzfeinden weihn.“

„Solange ich atmen kann, schreiben und denken, solange ich imstande bin, Kämpfer zu sein, solange will mein Leben den Menschen ich schenken und glühenden Haß ihren Erzfeinden weihn.“

„Solange ich atmen kann, schreiben und denken, solange ich imstande bin, Kämpfer zu sein, solange will mein Leben den Menschen ich schenken und glühenden Haß ihren Erzfeinden weihn.“

satirische Gedichte. Vershumoresken und Peter-Ohneruh-Geschichten schreibt. Nachdichtungen von lyrischen Versen und eigene lyrische Gedichte druckt er gewöhnlich unter den Decknamen Natalie Sinner und Klara Peters. Den Namen Bernhard Brand gebraucht er für seine Essays und Reportagen, unter sprachwissenschaftlichen und pädagogischen Abhandlungen setzt er seinen offiziellen Namen Boris Brainin.

Wir sagten schon: Das Schaffen des Schriftstellers kann zahlenmäßig nicht bewertet werden. Aber wo sich in einem Dichter Qualität und Quantität paaren, d. h. schöpferische Reife mit Fleiß und Leistungsvermögen vereinen, muß doch auch die Menge seiner Werke berücksichtigt werden. Niemand weiß, wieviel Gedichte und Nachdichtungen Sepp Osterreicher seit 1956 verfaßt hat, auch er selbst wird wohl kaum jemals eine Bestandsaufnahme seiner Werke vorgenommen haben...

„Solange ich atmen kann, schreiben und denken, solange ich imstande bin, Kämpfer zu sein, solange will mein Leben den Menschen ich schenken und glühenden Haß ihren Erzfeinden weihn.“

„Solange ich atmen kann, schreiben und denken, solange ich imstande bin, Kämpfer zu sein, solange will mein Leben den Menschen ich schenken und glühenden Haß ihren Erzfeinden weihn.“

„Solange ich atmen kann, schreiben und denken, solange ich imstande bin, Kämpfer zu sein, solange will mein Leben den Menschen ich schenken und glühenden Haß ihren Erzfeinden weihn.“

Ihren Lebensunterhalt mußten die Brainins vom spärlichen Lohn des Vaters bestreiten. Die Familie lebte deshalb in äußerst bescheidenen Verhältnissen. Mit dreizehn Jahren konnte Boris jedoch ein Realgymnasium beziehen. Um ihm eine gesicherte Zukunft zu bereiten, schickte ihn der Vater nach dem Gymnasium auf die Handelsakademie. Gleichzeitig mit dieser besuchte und absolvierte Boris eine Werkmeisterschule für Maschinenbau und Elektrotechnik...

Die Gitarre über die Schulter gehängt, wanderte er in den Sommerferien zu Fuß durch halb Europa, wobei er mit Bänkelsang die Mittel zu seinem Lebensunterhalt erwarb. Es war die Zeit der großen Weltwirtschaftskrise, und auf allen Landstraßen wanderten arbeitslose Handwerksburschen. Wenn Boris in einer Herberge, die es allerdings gab, übernachtete, fragten ihn oft diese fahrenden Gesellen: „Wie heißt du denn?“

„Sepp“, antwortete er treuerzig. „Aus Österreich“, war die Antwort. So kam es denn, daß man ihn allerorts „Sepp, der Österreicher“ nannte, denn er war in kurzer Zeit auf allen Landstraßen bekannt. Dieser Umstand brachte ihn später auf den Gedanken, sich das Pseudonym Sepp Osterreicher beizulegen.

Im April 1931 wurde Boris Brainin vom ZK der Kommunistischen Partei Österreichs mit der Leitung der Spieltruppe „Rotes Tempo“, einer zentralen Agitationsbrigade der Partei, beauftragt. Das kam ihm gelegen. Auf den Gastspielen dieser Gruppe fühlte er sich in seinem Element. Er schrieb nun fleißig Lieder, Chansons und Bühnenstücke, die von der Spieltruppe „Rotes Tempo“ in ganz Österreich aufgeführt wurden. Die Konzerte des Ensembles wurden immer gut besucht und hatten jedesmal außerordentlichen Erfolg. Nach zwei Jahren wurde die Spieltruppe jedoch verboten.

1934 promovierte Boris Brainin zum Doktor der Germanistik. Um diese Zeit kam es in Österreich zu einer Erhebung der Arbeiterklasse für die Wiederherstellung der Demokratie, die unter dem Namen „Februarkämpfe“ in die Geschichte einging. Bundeskanzler Engelbert Dollfuß ließ diesen Aufstand blutig niederschlagen. Dollfuß hatte alle Parteien, darunter auch die KPO, verboten und durch die „Vaterländische Front“ ersetzt. Die Mitglieder der Kommunistischen Partei waren nun vogelfrei, wurden bespitzelt und verfolgt. Das hatte zur Folge, daß Boris Brainin flüchten mußte, und er kehrte in sein Geburtsland — nun die Sowjetunion — zurück. Hier wurde er, wie eingangs erwähnt, Dozent für Sprachgeschichte am Deutschen Pädagogischen Institut in Engels. Er war aber kaum warm geworden an dieser Hochschule, als er den Auswirkungen des Personenkults um Stalin zum Opfer fiel und auf Grund von Verleumdungen in einem der stalinischen Straflager eingesperrt wurde.

„Solange ich atmen kann, schreiben und denken, solange ich imstande bin, Kämpfer zu sein, solange will mein Leben den Menschen ich schenken und glühenden Haß ihren Erzfeinden weihn.“

„Solange ich atmen kann, schreiben und denken, solange ich imstande bin, Kämpfer zu sein, solange will mein Leben den Menschen ich schenken und glühenden Haß ihren Erzfeinden weihn.“

„Solange ich atmen kann, schreiben und denken, solange ich imstande bin, Kämpfer zu sein, solange will mein Leben den Menschen ich schenken und glühenden Haß ihren Erzfeinden weihn.“

„Solange ich atmen kann, schreiben und denken, solange ich imstande bin, Kämpfer zu sein, solange will mein Leben den Menschen ich schenken und glühenden Haß ihren Erzfeinden weihn.“

„Solange ich atmen kann, schreiben und denken, solange ich imstande bin, Kämpfer zu sein, solange will mein Leben den Menschen ich schenken und glühenden Haß ihren Erzfeinden weihn.“

Interessanter Gesprächspartner

Die Volkskunst ist auch ein Anfreundungsmittel

Wladimir Eckert ist als Abteilungsleiter im wissenschaftlich-methodischen Zentrum für Volkskunst und Kulturarbeit im Gebiet Pawlodar tätig. Er beschäftigt sich mit Problemen der Laenkunst. In der Freizeit schreibt er auch Musik. Es sind mehr als hundert Musikstücke von ihm geschaffen worden. Zwei von seinen Liedern

„Abgebrannt, abgelebt“ und „Rußland“ hat die Volksängerin Ludmilla Sykina in ihr Repertoire aufgenommen, als sie vor einigen Jahren in Pawlodar auf Gastspielen war. Das ist also die Visitenkarte meines Gesprächspartners. Und nun die erste Frage.

Bevor wir zum Wichtigsten übergehen. Erzählen Sie bitte etwas über die allgemeine Lage und Entwicklung der Laenkunst in Ihrem Gebiet.

Damit die Antwort erschöpfend und genau wird, betrachten wir mal die Sache von einigen Standpunkten aus. Ich beaufschichte einige Institutionen, die zum Bereich des Staatlichen Kulturkomitees der Kasachischen SSR gehören. Außerdem gibt's noch Klubs und Kulturpaläste, die sich in der Kompetenz der Gewerkschaften befinden und denen wir nur methodische Hilfe erteilen. In staatlichen Institutionen führen wir aber die ganze Arbeit selbst durch, bis auf die Wahl und die Ausbildung neuer Kader. Allein in unserem System gibt es mehr als 1 500 Laenkunstzirkel, die fast 20 000 Mitglieder umfassen. Bedeutet das aber, daß im Gebiet alle Probleme gelöst sind? Leider nicht. In einigen Rayons wird wirklich viel für die Gewinnung der Menschen für die Zirkelarbeit getan. In anderen aber wird die Arbeit nur während der Wettbewerbe und Leistungsschauen aktiviert. Schließlich bekommen wir folgenden Bild: Gewisse Arbeit wird natürlich geleistet, die Ergebnisse aber sind alles andere als befriedigend.

Ein weiterer wesentlicher Mangel unserer Laenkunst ist deren geringe Einträngigkeit. Nicht schlecht ist es um die Chorkunst bestellt, besonders im Rayon Pawlodar. Es werden immer neue Gesangs- und Instrumentalgruppen gebildet. Immer häufiger erfreuen uns Familiengruppen. Viele davon gibt's im Rayon Bajanaul. Große Popularität genießen die Familiengruppen Nurgalljew aus dem Rayon Krasnokutsk, Jermekbajew aus dem Rayon Pawlodar, Hergert aus dem Rayon Uspenka, Hoffmann aus Jermak, um nur einige zu nennen.

Zugleich gibt es nur wenige Blasorchester. Bühnenzirkel, Tanz- und Folkloregruppen. Und das nicht von ungefähr. Es mangelt an geeigneten Spezialisten. Nicht immer werden sie durch die Kulturlitung unterstützt. In der letzten Zeit merkt man diesbezüglich einige Verbesserungen, doch gibt es noch viele Probleme. Besonders viel kommt es auf die Interessiertheit der Betriebsleiter an der Entwicklung der Laenkunst an. Wo dies der Fall ist, dort geht auch die Arbeit gut vonstatten. Es erleichtert auch die Lösung anderer Probleme, wie zum Beispiel der Bindung der Fachleute an das Dorf. Dazu nur ein Beispiel. Georg Konrad leitete schon mehr als 30 Jahre das Blasorchester der Pawlodarer Pädagogischen Fachschule, dem der Titel „Volksorchester“ verliehen wurde. Zweifellos ist es Konradis Verdienst, daß das Kollektiv so viele Jahre existiert und beträchtliche Leistungen erzielt hat, doch ohne Hilfe seitens der Fachschulleitung wäre das kaum möglich gewesen.

Wir sind somit beim Hauptthema unseres Gesprächs angelangt. Wie sind die im Gebiet wohnenden Nationalitäten in der Laenkunst vertreten? Im Gebiet leben Vertreter mehrerer Nationalitäten und Völkerschaften. Die Deutschen belaufen sich zum Beispiel auf mehr als 80 000 Menschen, das sind 10 Prozent der Gesamtbevölkerung. Das beeinflußt auch merklich die Volkskunst. In den Darbietungen der Kulturgruppen auf Wettbewerben und Ausscheiden werden Lieder in ukrainischer, kasachischer, deutscher und anderer Sprachen gesungen. In der Stadt und im Gebiet gibt es viele nationale Ensembles, einige von ihnen habe ich schon genannt. Weltweit bekannt ist auch die kasachische Estradenbühne unter Leitung von Muchtar Bajshumonov. Welt über den Grenzen der Republik hinaus kennt man das deutsche Ensemble „Ahrengold“.

nationalen Kulturen. Vor kurzem verließen im Gebiet die Tage der tatarischen Kultur.

Nehmen wir einmal die deutsche Volkskunst. In etwa 14 bis 15 Dörfern des Gebiets sind die Deutschen in der Mehrzahl. Natürlich sollte es in jedem Dorf wenigstens einige nationale Laenkunstzirkel geben. Das ist aber leider nicht der Fall. Und so etwas läßt sich nicht nur über die deutschen Dörfer sagen.

Wie meinen Sie, was ist der Grund für solche betrüblichen Erscheinungen?

Es liegt leider an uns selbst. Es wurde niemals verboten, die nationale Laenkunst zu pflegen. Die Mehrheit war aber der Meinung, daß es nicht notwendig sei. Daher hatte man sich häufig mit einzelnen Programmnummern begnügt. Dabei sollte nicht vergessen werden, daß die Entwicklung der Volkskunst aufs engste mit der Erhaltung nationaler Traditionen, Sitten und Bräuche, mit der Pflege der Muttersprache verbunden ist. Und das ist noch nicht alles. Ich bin zutiefst überzeugt, daß die Annäherung der Volkskunst verschiedener Nationalitäten die betreffenden Völker einander näher bringt. In letzter Zeit wird viel von der Verstärkung der internationalen Erziehung gesprochen. Ein effektiver Weg wäre hier die Entwicklung der Volkskunst aller Nationalitäten, die Durchführung der Tage

nationalen Kulturen. Vor kurzem verließen im Gebiet die Tage der tatarischen Kultur.

Noch früher fanden im Gebiet Tage der deutschen Literatur und Volkskunst statt. Welchen Eindruck haben sie hinterlassen?

Einen sehr tiefen. Hier der Entwurf der Bildung neuer nationaler Laenkunstkollektive im Gebiet Pawlodar. Es ist auf Grund der Vorschläge der Kulturabteilungen der Rayonexekutivkomitees und der Mitarbeiter von Kultureinrichtungen ausgearbeitet worden. Wir haben diese Planungsmethode von unten zum erstenmal angewandt und das Resultat ist beeindruckend. In kurzer Zeit sind mehr als zehn nationale Ensembles gegründet worden. Bis Ende des Jahres 1990 sollen insgesamt 28 Gruppen, darunter 17 deutsche, entstehen.

Sagen Sie bitte: Wo und was besteht schon jetzt in Übereinstimmung mit diesem Entwurf?

In der Zentrale des Sowchos „Sosnowski“, Rayon Schtscherebaki, und in der Abteilung Sojuzkultura wurden deutsche Laenkunstgruppen gegründet; also gibt es doch Voraussetzungen für die Wiederherstellung vieler nationaler Traditionen.

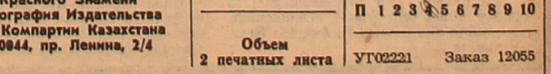
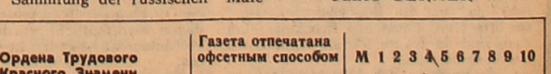
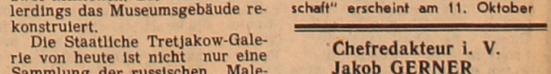
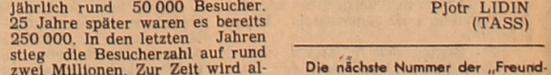
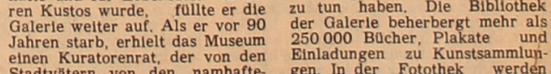
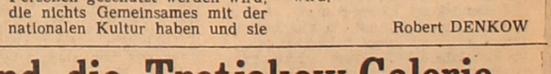
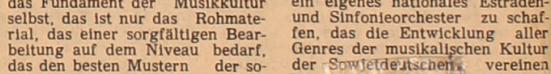
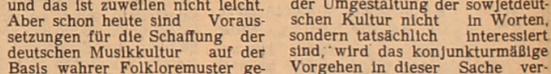
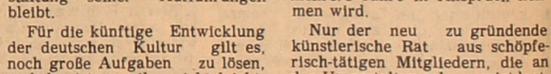
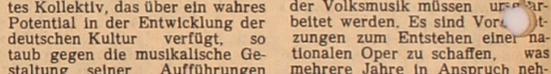
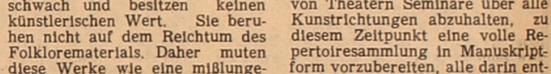
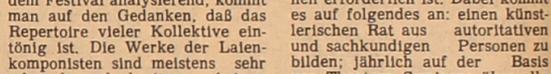
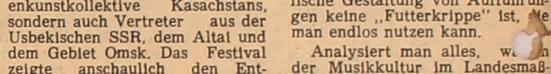
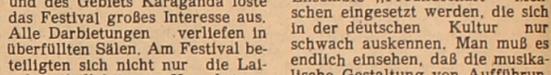
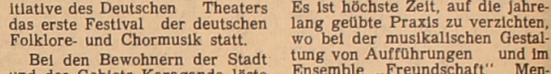
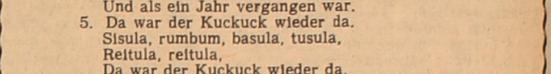
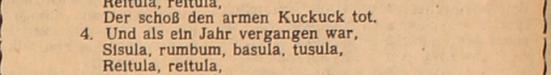
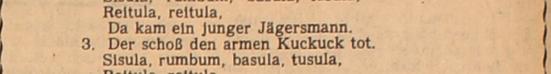
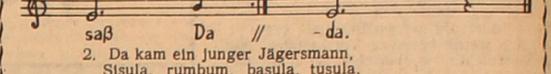
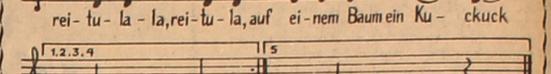
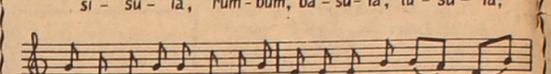
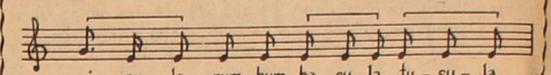
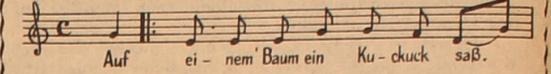
Die Volkskunst ist ein wichtiger Bestandteil der Kultur. In ihr widerspiegelt sich die Seele des Volkes. Es ist erfreulich, daß im Rahmen der positiven Wandlungen, die im Lande vor sich gehen, die echte Volkskunst wiederhergestellt wird. Mit Erfolg in dieser Sache ist bestimmt zu rechnen, es sind ja nur die ersten schlichteren Schritte. Leicht ist alles sicher nicht, weil Aufholen bekanntlich immer schwieriger ist als das Neuentstehen.

Juri MARKER, Korrespondent der „Freundschaft“

Gebiet Pawlodar

Unser Volkslied

Auf einem Baum ein Kuckuck saß



Was das Festival gezeigt hat oder Die Meinung eines unzufriedenen Zuschauers

Im Januar 1988 fand auf Initiative des Deutschen Theaters das erste Festival der deutschen Folklore- und Chormusik statt.

Bei den Bewohnern der Stadt und des Gebiets Karaganda löste das Festival großes Interesse aus. Alle Darbietungen verliefen in überfüllten Sälen. Am Festival beteiligten sich nicht nur die Laenkunstkollektive Kasachstans, sondern auch Vertreter aus der Usbekischen SSR, dem Altai und dem Gebiet Omsk. Das Festival zeigte anschaulich den Entwicklungsstand der deutschen Musikkultur sowie die Perspektiven ihrer weiteren Entwicklung. Das Programm der Darbietungen auf dem Festival analysierend, kommt man auf den Gedanken, daß das Repertoire vieler Kollektive eintönig ist. Die Werke der Laenkunstkomponisten sind meistens sehr schwach und besitzen keinen künstlerischen Wert. Sie beruhen nicht auf dem Reichtum des Folklorematerials. Daher muten diese Werke wie eine mißlungene Stillsierung an. Daß es ein deutsches Lied ist, kann man nur danach erraten, daß es deutsch gesungen wird.

Und wie steht es mit der musikalischen Gestaltung der Aufführungen des Deutschen Theaters? Man muß nur staunen, wie ein gut aufeinander eingespieltes Kollektiv, das über ein wahres Potential in der Entwicklung der deutschen Kultur verfügt, so taub gegen die musikalische Gestaltung seltener Aufführungen bleibt.

Für die künftige Entwicklung der deutschen Kultur gilt es, noch große Aufgaben zu lösen, und das ist zuweilen nicht leicht. Aber schon heute sind Voraussetzungen für die Schaffung der deutschen Musikkultur auf der Basis wahrer Folkloremuster geschaffen worden. So hat der Kandidat der Kunstwissenschaften J. Windholz, Lehrer an der Karagander Musikfachscheule, eine einmalige Sammlung deutscher Volkslieder zusammengetragen, die sich auf Tausende beläuft. Das Vorhandensein der Folklore ist selbstverständlich noch nicht das Fundament der Musikkultur selbst, das ist nur das Rohmaterial, das einer sorgfältigen Bearbeitung auf dem Niveau bedarf, das den besten Mustern der sowjetischen Kultur in nichts nachsteht.

Ich hoffe, daß auch die deutsche Musik vor Anschlägen von Personen geschützt werden wird, die nichts Gemeinsames mit der nationalen Kultur haben und sie nur zu Gewinnzwecken ausnützen. Es ist höchste Zeit, auf die jahrelang geübte Praxis zu verzichten, wo bei der musikalischen Gestaltung von Aufführungen und im Ensemble „Freundschaft“ Menschen eingesetzt werden, die sich in der deutschen Kultur nur schwach auskennen. Man muß es endlich einsehen, daß die musikalische Gestaltung von Aufführungen keine „Futterkrippe“ ist, wo man endlos nutzen kann.

Analysiert man alles, was in der Musikkultur im Landesmaßstab vor sich geht, kommt man zum Schluß, daß für die Entwicklung einer wahrhaft nationalen Kultur staatsbürgerliches Vorgehen erforderlich ist. Dabei kommt es auf folgendes an: einen künstlerischen Rat aus autoritativen und sachkundigen Personen zu bilden; jährlich auf der Basis von Theatern Seminare über alle Kunststrichtungen abzuhalten, zu diesem Zeitpunkt eine volle Repertoiresammlung in Manuskriptform vorzubereiten, alle darin enthaltenen Werke müssen einer Auswahl durch Wettbewerb unterzogen werden.

Repertoiresammlungen müssen nicht nur für Laenkunstkollektive, sondern auch für Kinder und Jugendliche vorbereitet werden. Die von J. Windholz früher herausgegebenen Aufzeichnungen der Volksmusik müssen weiterbearbeitet werden. Es sind Voraussetzungen zum Entstehen einer nationalen Oper zu schaffen, was mehrere Jahre in Anspruch nehmen wird.

Nur der neu zu gründende künstlerische Rat aus schöpferisch-tätigen Mitgliedern, die an der Umgestaltung der sowjetischen Kultur nicht in Worten, sondern tatsächlich interessiert sind, wird das konjunkturemäßige Vorgehen in dieser Sache vermeiden helfen. Es ist notwendig, schöpferische Kollektive bei dem Komponisten-, dem Architekten-, dem Journalisten- und dem Verband Bildender Künstler zu schaffen, nach der Art der deutschen Abteilung beim Schriftstellerverband der Kasachischen SSR.

Schließlich wäre es geboten, ein eigenes nationales Estraden- und Sinfonieorchester zu schaffen, das die Entwicklung aller Genres der musikalischen Kultur der Sowjetunion vereinen könnte. Außerdem sollte man mit der Ausbildung von Vokalistinnen beginnen, was mindestens 5 bis 8 Jahre in Anspruch nehmen wird.

Robert DENKOW

Dekade der DDR-Bücher

Am 6. Oktober begann in der Alma-Ataer Buchhandlung „Dostyk“ eine Dekade deutschsprachiger Bücher anlässlich des 39. Gründungstags der Deutschen Demokratischen Republik.

Die Verkaufsausstellung bietet mehr als 1 500 Titel von Büchern sowie Bildbände aus den Verlagen des Bruderlandes. Hier ist gesellschaftspolitische, schöngelstige, wissenschaftlich-technische, Sport- und andere Literatur vertreten.

Die Maßnahmen zur Propagierung der Bücher aus sozialistischen Ländern sind in der Hauptstadt Kasachstans Tradition. In diesem Jahr haben bereits Dekaden polnischer, tschechoslowakischer und koreanischer Bücher stattgefunden, die das geistige Wachstum, die sozialökonomischen und Kulturleistungen der verbündeten Völker und ihre ständig erstarkenden Beziehungen zu den Sowjetmenschen widerspiegeln.

(KasTAG)

Tretjakow und die Tretjakow-Galerie

Am 16. Dezember jährt sich zum 90. Mal der Todestag von Pawel Tretjakow. Seltene Namen trägt das größte Kunstmuseum Moskaus, die Staatliche Tretjakow-Galerie, von dem Moskauer einfach „Tretjakowka“ genannt.

Diese Galerie ist heute mit ihren rund 70 000 Exponaten die größte und repräsentativste Sammlung der russischen Kunst. Den Ausgangspunkt bildete eine private Sammlung, die Pawel Tretjakow, damals ein junger und begabter Unternehmer, Sohn eines Moskauer Textilindustriellen, dessen Firma bereits im 18. Jahrhundert bekannt war, seit Mitte vergangener Jahrhunderte sammelte. Dieser Sammlung widmete er seine ganze Zeit, alle seine Kräfte und Mittel.

Sein erstes Bild kaufte P. Tretjakow im Jahre 1856. Bereits 15 Jahre später mußte das geräumige Haus der Tretjakow ausgebaut werden, da die Sammlung nicht mehr genug Platz hatte. Als er 1892 seine Sammlung der Stadt Moskau schenkte, nahm diese bereits 22 Säle ein und zählte 1 500 Werke. Ihr Gesamtwert wurde damals auf 1,5 Millionen Rubel veranschlagt.

Nachdem Pawel Tretjakow seine Sammlung Moskau geschenkt hatte und für Lebenszeit zu deren Kustos wurde, füllte er die Galerie weiter auf. Als er vor 90 Jahren starb, erhielt das Museum einen Kuratorenrat, der von den Stadtvätern, von den namhaftesten Kunstkennern und bedeutendsten Künstlern Moskaus gebildet wurde.

Noch Ende vergangener Jahrhunderte wurde die Galerie zu einem der beliebtesten Museen der Moskauer. Diesen Ruhm hat sie bis zum heutigen Tag erhalten. Vor 90 Jahren zählten ihre Säle jährlich rund 50 000 Besucher. 25 Jahre später waren es bereits 250 000. In den letzten Jahren stieg die Besucherzahl auf rund zwei Millionen. Zur Zeit wird allerdings das Museumsgebäude rekonstruiert.

Die Staatliche Tretjakow-Galerie von heute ist nicht nur eine Sammlung der russischen Male-

rei, Plastik und Graphik. Sie hat eine Manuskript-Abteilung. In der Archive herausragender Maler und anderer, insgesamt rund 100 000 Dokumente aufbewahrt werden, die mit der Entwicklung der Kunst in Rußland zu tun haben. Die Bibliothek der Galerie beherbergt mehr als 250 000 Bücher, Plakate und Einladungen zu Kunstsammlungen. In der Fotothek werden Zehntausende von Fotos und Negativen aufbewahrt.

Die Tretjakow-Galerie ist auch ein großer Verleger. Alben und Kataloge sowie Studien, die den Schätzen der Galerie gelten, von Postkartenserien ganz zu schweigen, wurden hunderte in Großauflagen herausgegeben.

Pjotr LIDIN (TASS)

Die nächste Nummer der „Freundschaft“ erscheint am 11. Oktober

Chefredakteur i. V. Jakob GERNER

Kling hinaus, unser Lied!

„Kling hinaus, unser Lied!“ so hieß das Fest der Chormusik, das im Zellnograder Kulturpark stattfand. Daran beteiligten sich sechs Kollektive: Der deutsche Chor aus dem Sowchos „Krasnojarski“, der kasachische Chor aus „Wosdwi-shenski“, der Volkschor der Zellnograder Vereinigung für Geflügelzucht, der Veteranenchor des Kulturhauses von Schortandy und der Chor „Russisches Lied“ aus der Versuchswirtschaft des Unionsforschungsinstituts für Getreidebau.

Das Fest begann auf dem zentralen Lenin-Platz. Von dort begaben sich die Laenkünstler mit Liedern in den Park, wo sie sich auf zwei Konzertbühnen verteilten und zwei Konzerte zugleich gaben. Jedes Kollektiv blieb 30 Minuten lang auf der Bühne. Lange Klänge an diesem Tag deutsche, kasachische, russische, ukrainische und andere Lieder im Park. Die Zuschauer nahmen die Darbietungen der Laenkünstler mit viel Interesse auf.

Unsere Bilder: Der Chor des Sowchos „Krasnojarski“ auf der Bühne. Es singt Amalia Schleinling. Fotos: Jürgen Osterle

Ein Schicksal, durchdrungen von Sehnsucht nach der Heimat

Auf dem für uns ungewöhnlichen Briefumschlag stand: „Landkreis Sempalmatinsk, Dorf Gorkunowo, an Bachmann, Maria Davidowna.“ Mit diesem Brief, der vor einigen Jahren aus der Bundesrepublik Deutschland eintraf, setzten erneut die verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen der im Ausland lebenden Anna Davidowna Eibel und ihren Nichten Amalia und Frieda ein, die in unserem Rayon wohnhaft sind.

Ich unterhielt mich mit Amalia über ihre Tante Anna, über Amalias und Friedas Reise zu ihr, betrachtete Fotos. Dabei gewann ich das Bild einer ehemaligen Sowjetbürgerin, die Heimweh hatte und bis auf ihre letzten Tage die Liebe zu ihrem Vaterland hegte. Hier auf dem Foto sieht man Tante Anna mit ihren Nichten, als sie ihr einen Besuch abstatteten. Das Gesicht der Greisin strahlte Stolz und Freude über das Wiedersehen mit den Verwandten aus. Amalia Bachmann erzählt: Tante Anna fuhr nach Deutschland auf das Drängen ihres Mannes hin im Jahre 1932 mit sechs Kindern. Insgesamt hatte sie zwölf Kinder, zehn blieben am Leben. Wir kannten sie nur nach einem Foto. 57 Jahre sahen wir uns nicht. Ich kann mich noch erinnern, wie sich Mama nach ihrer Schwester sehnte, wie glücklich sie war, als nach 35 Jahren Trennung der erste Brief von der Tante kam. Die Tante berichtete, daß sie ihre Kinder einen Brief schreiben ließ an die Adresse, an die sie sich noch erinnern konnte, und obwohl die Anschrift falsch war, hat der Brief uns doch erreicht. Sie schrieb, daß sie sich ihr Leben lang nach ihren Verwandten sehnte.

Materiell lebte die Tante nicht schlecht. Die letzten Jahre lebte sie bei ihrem ältesten Sohn in Wohlstand und wurde gut ge-

pfligt. Die Cousins aber sagten, es habe keinen einzigen Tag gegeben, wo sie sich nicht an ihr Heimatdorf Gorkunowo, in dem sie geboren war und an ihre zurückgelassenen Verwandten erinnerte. Uns hatte sie ermahnt, wir sollen nie die Heimat verlassen, sie selbst habe ihr Leben lang Heimweh und Sehne sich nach der Mutter und den Schwestern.

Ich entsinne mich noch, wie meine Mutter erwähnte, Tante Anna spreche schlecht russisch. Als wir sie besuchten, war sie 91 Jahre alt, und sie sprach mit uns plötzlich russisch. Sie bemühte sich, es öfter zu tun. Und da staunten wir sehr: Wie stark mußte sie doch den Ort, wo sie geboren war, ihre Landsleute geliebt haben, daß sie bis ins tiefe Alter die russische Sprache bewahrte. Hatte sie doch 57 Jahre lang mit niemandem russisch gesprochen. Die Tante wiederholte immer wieder, wie schwer es sei, nicht im Heimatort zu sterben. Es war ihr sehnlichster Wunsch, neben ihren Schwestern auf dem Friedhof von Gorkunowo begraben zu werden.

Amalia Bachmann verheimlicht nicht, daß das Wiedersehen mit den Verwandten ihr große Freude bereitet hatte. Wir sprachen über dies und jenes. Die sechs Verwandten, die in Gorkunowo geboren waren und dort gelebt hatten, fragten uns immer wieder, wie das Dorf jetzt aussehe. Amalia und Frieda erzählten ihnen, daß das Dorf Gorkunowo jetzt eines der besten im Rayon ist, daß die Menschen in schönen, großen, gediegenen Häusern wohnen. Jeder von den Verwandten drüben hat ein großes Grundstück, eine Wirtschaft. Viele haben Wagen. Sie wiederholten aber immer wieder, daß sie mal herkommen und ihren Heimatort wiedersehen möchten. Eine der Cousins, die schon 70 Jahre alt ist, sagte, sie

könne sich noch gut entsinnen, wo das Haus jedes einzelnen und wo die Schmiede stand und daß kalte Quellwasser bei Maloros-sijka so gut schmeckte wie seitdem nirgends mehr.

Tante Anna starb bald nach der Abreise ihrer Nichten. Die Verwandten schrieben, sie habe vor ihrem Tod gesagt, wie gern sie sich aus jener Quelle noch einmal satt trinken möchte. Auf einem Farbfoto vom Begräbnis sieht man im Vordergrund einen Kranz mit der Aufschrift „Von der Heimat“ und ein Trauerband „Bachmann und Schenkel“ (Namen der in der Heimat zurückgelassenen Schwestern) zu sehen. Diesen Kranz und das Band hatten die Kinder in Motters Grab mit hineingelegt. Das war das Vermächtnis von Anna Eibel.

Solch ein Menschenschicksal, durchdrungen von Sehnsucht nach der einst verlassenen Heimat, schildert mir Amalia Bachmann. Natürlich kamen wir auch darauf zu sprechen, wie die Menschen in der BRD leben. Amalia und Frieda gedenken die Ordnung und Sauberkeit der kleinen Hafenstadt an der Nordsee, der Reichtum an Blumen. „Aber auch wir haben wunderschöne Gärten“, sagt Amalia. „In Truskowez ist es so schön wie auf einem Farbbild. In diesem Kurort bin ich schon sechsmal gewesen, habe alles ringsum durchwandert und festgestellt, daß es hier genauso schön ist. Für Sauberkeit und Blumen müssen wir ja selbst sorgen. Auch ich liebe Blumen. Im Sommer wachsen bei mir sehr viele davon. Zum schönen Haus unseres Cousins meinte aber meine Schwester Frieda: „Meine Kommunalwohnung ist nicht schlecht!“

Ich wollte wissen, was die Frauen in den sechs Wochen im Ausland empfanden. „Das Wiedersehen mit Verwandten war natürlich eine Freu-

de. Es machte auch Spaß, ein fremdes Land kennenzulernen. Die ersten Tage waren wir oft unterwegs. Nach drei Wochen aber bekam ich schon Heimweh. Wir baten unseren Cousin, er möge uns mitbringen, wann sowjetische Schiffe im Hafen eintreffen. Auf den Schiffen „Odessa“, „Tallinn“ und „M. Gorki“ fühlten wir uns wie zu Hause, grüßten die Jungen und Mädchen. Diese wunderten sich, woher wir Russisch konnten. Wir lachten und sagten, wir seien ja Sowjetbürger.

Das Wiedersehen mit Verwandten war schön, aber es störte uns immer, daß wir nicht in der Heimat waren. Dort gibt es andere Gespräche, auch das Klima ist anders, und die Menschen leben anders. Die ganze Zeit waren wir in Unruhe.

Ich beruhigte mich erst, nachdem wir heimgekehrt waren. Ich wohne im Elternhaus, das wir um- und ausgebaut haben. Alles liegt mir hier am Herzen. Mein Sohn und meine Tochter leben mit ihren Familien in den Nachbarländern. Mein Enkel Sascha besucht die ländliche Berufsschule und lebt mit mir. Ich bin eine gewöhnliche Arbeiterin, war schon als Traktoristin, auf der Farm und in der Verkaufsstelle tätig. Man achtet mich im Dorf; alle sind mir nah, obwohl ich schon Rentnerin bin.

Mutter redete uns immer ein, wir sollen uns den Verwandten in weiter Ferne nähern und uns mit ihnen schreiben. Auch die Tante drüben bat, die Kontakte nicht zu brechen. So handeln wir ja auch. Die Briefe in die BRD sind nur neun bis zehn Tage unterwegs. Unsere Kinder und Enkel erleben wir aber in Liebe zur Heimat. Schon ganz und gar zlem es sich nicht, die Kinder hier zurückzulassen und dann zu ihnen zu Besuch zu fahren.“

Lydia MATUNOWA Gebiet Ostkasachstan

«ФРОЙНДШАФТ» ИНДЕКС 65414

Выходит ежедневно, кроме воскресенья и понедельника

Ордена Трудового Красного Знамени Типография Издательства ЦК Компартии Казахстана 480044, пр. Ленина, 2/4

Газета отпечатана офсетным способом М 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 П 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 Объем 2 печатных листа УГ02221 Заказ 12055

Unsere Anschrift:

Казахская ССР, 480044, Алматы, ул. М. Горького, 50, 4-й этаж



Vorzimmer des Chefredakteurs — 33-42-69; stellvertretende Chefredakteure — 33-92-91, 33-38-33; Redaktionssekretär — 33-37-77; Sekretariat — 33-34-37; Abteilungen: Propaganda — 33-38-04; Parteipolitische Massenarbeit — 33-38-69; Sozialistischer Wettbewerb — 33-35-09; Wirtschaftsinformation — 33-25-02; 33-37-62; Kultur — 33-43-84, 33-33-71; Leserbriefle — 33-48-29, 33-33-96, 33-32-33; Literatur — 33-38-80; Stilredakteur — 33-45-56; Übersetzungsbüro — 33-26-62; Schreibbüro — 33-25-87; Korrektoren — 33-92-84. Unsere Korrespondentenbüros: Dshambul — 5-19-02; Kustanal — 5-34-40; Pawlodar — 46-88-33; Petropawlowsk — 6-53-62; Zellnograd — 2-04-49.